

ÜBERNACHTUNGEN

Erzählung

Jana spielte Klavier wie besessen.

Es waren Stunden, seit sie mit dem Üben begonnen hatte, einfache Tonleitern, die sie rauf und runter lief und in denen sie plötzlich verharrte, es war eine Stelle darin, über die sie nicht hinwegkam, vielleicht auch nicht hinwegkommen wollte, denn sie verspielte sich nicht, bloß der Anschlag wurde schwächer, dann brach die Musik ab, oder ihre Hand stotterte und mit ihr das Klavier.

Ich hörte einen dumpfen Schlag, sie schlug mit der flachen Hand gegen den Korpus, oder mit der Stirn, ich wusste es nie genau, gegen den trägen, schwarz lackierten Unterleib des Instruments, dass das Dröhnen im leeren Raum, im leeren Kopf widerhallte, aus dem Bauch des Klaviers heraus, das keine Seele hatte, sondern nur Saiten gespannt an ihrer Stelle. Die schrien auch, wenn man sie schlug.

Jana schrie.

Dann, mit der Stille, setzten auch die Tonleitern wieder ein.

Ich habe Jana nie schreien gehört, vor diesem Moment am Klavier oder danach. Sie war still, nicht, weil sie nichts zu sagen wusste, aus der Melancholie heraus, sondern weil sie damals alles geschrien hatte, was zu schreien war. Über die Tastatur hinweg in schwarz, weiß, und sie, Jana, verklang zusammen mit dem Echo aus dem Inneren des Instruments, ohne dass ein Zusammenhang zwischen beiden bestanden hätte.

Auf den Schrei folgten die nächsten Tonreihen, ihr plötzlicher Ausbruch nur Teil einer Symphonie hässlicher und weniger hässlicher Töne. Wie ihr Schreien, und das verzweifelte Festhalten am Fingersatz.

Im Hintergrund die Stimmen von draußen, der Wind von draußen, ihre eigenen Atemzüge, es war nie wirklich still. Nie wirklich still.

Das Leben definiert sich nur aus seinen Geräuschen, hatte ihr Freund einmal gesagt. So ähnlich zumindest, nur viel gewandter, denn der Spruch hatte ihr gefallen. Sie hatte ihn auf farbigem Papier am Fußboden festgeklebt, bis ihr jemand zwei Tage später die Zettel fein säuberlich vom Boden löste. Sie fand sie im Müllkübel wieder.

Seit damals war sie darauf bedacht, Lärm zu machen. Mit einem bisher noch nie dagewesenen Lebensdurst machte sie Lärm, für sich allein, für andere. Sie trommelte mit den Fingern auf den Tisch, beim Essen; sie sang manchmal, wenn sie alleine war und ihr der Raum zu groß wurde. Sie saß da und hörte ihr eigenes Atemholen vor der Stille, ein befremdendes Geräusch, aber ein Geräusch vor dem unbelebten Hintergrund. Dann sang sie oder tat sonst etwas.

Oder sie stand in einem Lokal, an den atmosphärisch glänzenden Lacktischen im Kaffeehaus. In einem der hässlichen

Studentenkeller entlang des Glacis, unter den Wandschmierereien, und sang plötzlich ein Lied, ganz entgegen dem Lärm der Trinkenden und oft mitten im Satz.

Und dann, wenn sie nach Hause kam, in ein stilles Haus, durch den Stadtpark, der ebenso fremd unter der Stadt lag mit seinen leisen Geräuschen wie sie selbst vor den anderen, vor der Ruhe in den Gängen der Wohnung und in ihrem Zimmer. Dann war es, dass sie sich von Zeit zu Zeit einfach an das Klavier setzen wollte, das dort in der Ecke stand, und dass sie darauf spielen wollte und nicht spielen konnte. Sie hatte nie gelernt, wie sie den großen dunklen Bauch des Instruments zum Klingen brachte. In manchen Nächten.

In manchen Nächten.

Wenn sie einmal den Mut gehabt hätte, erzählte sie mir, hätte sie sich hingesetzt und einfach zu spielen angefangen. An den oberen und unteren Enden der Tastatur zugleich und die Hände laufen aufeinander zu, bis die Nachbarn von allen Seiten läuten, an die Wände klopfen, bis jeder im Haus nach Ruhe schreit und mit ihr zusammen die schreckliche Stille zerstört.

Die Stille, die ist ein Spiegel.

Die Nacht.

Deshalb schimmert das Morgengrauen silbern an den Rändern.

Die Sterne sind nichts als Scherben, erklärte sie mir, wer danach greift, schneidet sich nur an den Fingern. Zeit deines Lebens.

Greif nicht nach den Sternen.

Jana griff an einem Montag zum ersten Mal nach den Sternen.
Zu zweit oder zu dritt, sie wusste es nicht mehr so genau.

Wir marschierten gerade durch den Stadtpark, durch irgendeine Allee, die noch grün war vor dem Herbst, und sie begann zu reden, ohne darauf zu achten. Sie redete, ohne dass es sie interessierte, ob ich ihr zuhörte, ob ich überhaupt noch neben ihr ging, ob das noch ich war im Kies neben ihr oder ein verstohlener Operngast, ein Theaterbesucher, der sich genauso verlaufen hatte. Sie redete von einem Montag, vielleicht eine Woche bevor ich sie kennengelernt hatte. Vor dem Schrei.

Und von den Sternen. Ich kannte das Ritual.

Die Spannung, die Vorfreude auf das Verbotene, als der Freund das Päckchen auf den Tisch legte. Jana roch ein wenig daran. Es war der vertraute Geruch, wie ein Knäuel grüner Tee, und sie lachte darüber mit den anderen. Über die leere Cola-Flasche, in die sie Löcher schnitt, während der Nächste den Tabak ausbreitete und mit dem Cannabis vermischte. Ein Loch am Ende der Flasche so groß wie ihr Daumnagel.

Die Gleichgültigkeit.

Jana blieb einen Moment stehen. Wir waren in der Mitte des Stadtparks angelangt, bei dem Brunnen, von dem ich nie wusste, wie er hieß. Europabrunnen, oder Esperantobrunnen wahrscheinlich. Wir standen davor und erst nach einiger Zeit bemerkte sie, *er ist abgeschaltet*, der Brunnen war abgeschaltet. Sie sagte, dass er aufgeschwemmt aussehe und hässlich, während es zu nieseln begann und sie sich auf eine der Bänke setzte, die im Kreis um den Brunnen herumstanden und das brackige Wasser ein zweites Mal einfriedeten, zum Schein.

Ich setzte mich zu ihr. Sie roch wie das Wasser, nur tiefer.

Den ersten Zug, sagte sie, nahm sie ohne einen Gedanken an die Sterne, es war ihr gleich. Die Droge war stärker als gewohnt, das spürte sie sofort. Im Nachsetzen noch den zweiten Zug und den dritten, bevor sie sich den *Schuss* gab. Das Loch am Flaschenende war jetzt frei vom Papier und den immer noch glimmenden Tabakresten, die Flasche selbst weiß vom Rauch, der sich in ihrem Inneren angesammelt hatte, und mit einem Atemzug sog sie sie zur Gänze leer. Sie behielt den Qualm in der Lunge bis sie glaubte, ersticken zu müssen, ein abstoßendes Gemisch aus Tabak, Marihuana und Sauerstoff, und sie nickte in das Gelächter der anderen und über den Brechreiz, der sie plötzlich befiel.

Nur nicht kotzen, sagte sie und hob ein Steinchen aus dem Schmutz unter der Bank und drückte es mir in die Hand. Nur nicht klein begeben und zeigen, was du nicht kannst.

Sie hätte heulen wollen, sagte sie, sie sei hysterisch gewesen, und ich dachte mir, es müsse das Nieseln sein, oder der Nebel, der an ihr so nach dem Wasser roch, denn er setzte sich an den Fingern und im Gesicht, dass Jana einen Augenblick lang still war und lachte, ich hätte innen ganz beschlagene Augen.

Wie Milchglas.

Dann begann Janas Montag.

Mit einem leichten Kribbeln in den Haarspitzen. Mit der Musik, die auf einmal lauter wurde und in allen Ecken war, und Jana machte Lärm dazu, lachte, ließ sich aufs Bett fallen und auf den Boden zu den anderen, sie wollte leben, erklärte sie mir später, nur deshalb.

Nur die Füße konnte sie nicht heben, die waren zu schwer, die waren ihr fremd.

Sie lachte über die anderen, wie sie sich einrauchten und die Cola-Flasche immer zum Nächsten weiterreichten, die so weiß war vom Qualm und wie mit Seifenschaum ausgelegt. Sie roch das Knistern der Asche. Sie roch den Rauch, der nicht süß war, sondern einfach nur schwer wie ihre Füße und die kalte Luft, die der Ventilator durch das offene Fenster nach innen trieb, im Fenster stand ein Ventilator.

Sie roch sich selbst, den Schweiß unter ihrem Haar und am Bauch, sie war noch erregt, ihr Geschlecht und die Brust. Dabei war ihr so

übel, dass sie sich in einem fort einreden musste, das gehöre dazu. Das war so. Es war ihr gleich.

Du bist blass, Jana, sagten sie und sie verneinte es mit einem Kopfschütteln. Ich bin nicht blass. Ich spüre nichts.

Erst nach langer Zeit, mit dem sicheren Abstand des Klaviers dazwischen und ohne die Hände von den Tasten zu nehmen, erzählte sie mir, was sie damals wirklich dazu bewogen hatte, weiter zu machen. Sie schlug alle paar Worte wahllos auf eine der Tasten, dass ihr Gespräch nur noch mehr zerfuhr und für ihr Schweigen oft nur der Ton einstand, den sie gerade traf. Ein heller, schlanker Ton, der ihr genug bedeutete als dass ich sie verstehen musste; sie sprach dann auf diese Weise.

Bloß im Stadtpark, unter dem Nieseln, schwieg sie noch dazu, sagte es mir erst später, viel später.

Du solltest aufhören, Jana. Du hast genug.

Und aus irgendeinem Grund wollte sie plötzlich noch nicht genug haben, oder einfach nur diesen berauschten, lachenden Gesichtern der andern um sich herum widersprechen. Einfach einmal nicht das glauben, was die anderen ihr sagten, andere vorsagten, und sie schüttelte den Kopf.

Die Geräusche wurden lauter, das Leben brach in einem über sie herein, so beschrieb sie es zumindest, und sie wollte mitschreien und lauter, immer noch lauter sein.

Wir waren wieder im Stadtpark, vor dem Brunnen auf der Bank, und Jana stockte mit einem Mal. Sie schwieg ja damals, erklärte mir erst weit danach, was eigentlich gewesen war und warum, am Klavier. Sie stand auf und meinte, dass es komisch sei. Die ganze Zeit über wundere sie sich schon, warum ich so nach dem Wasser rieche, und sie wolle heimgehen.

Das war eine Woche vor dem Schrei.

Wir bogen aufs Glacis hinaus und gingen den Radweg entlang. Er lag voller Blätter.

Was dann geschehen sei, fragte ich.

Nichts, lachte sie.

Nach dem fünften Mal, lachte sie, war sie in den Sternen und schnitt sich endlich die Finger. Sie rutschte vom Bett und musste sich übergeben, die Farben fielen ihr mit einem Mal von allen Seiten ins Gesicht, in allen Brechungen, sie war für zehn Sekunden ein Kaleidoskop bunter, tanzender Konturen. Dann schlug sie mit dem Kopf auf dem Boden auf und blieb dort liegen. Im Gesicht das Erbrochene und die Angst vom Ende.

Den Rest wusste sie selbst nur mehr aus den Erzählungen. Ich kannte ihn ohnehin.

Sie lag am Boden und die Lider flatterten ihr über den nach oben gedrehten Augen, die waren innen so weiß wie die Flasche, die jetzt leer in ihrer Hand lag. Dazu schlug sie mit dem Kopf hin und her und mit den Armen, wischte sich in ihrer sonderbaren Epilepsie die erbrochene Galle über die Stirn und in die Haare, und von Zeit zu Zeit schrie sie auf, dass die Musik so laut war. Dass überhaupt alles so laut war. Das Leben so laut war, dass es ihre Ohren überstieg und sie sich wünschte, es sollte doch endlich aufhören. Voll das Leben. Ihr Pulsschlag verdreifacht. Was Wunder, wie schnell sie sich verliebte.

Aber es sei seltsam gewesen: als sie dann das Blut vor ihren Trommelfellen rauschen hörte, und nur mehr ihr Herz, als sie das bis zum Nabel hinunter bekotzte T-Shirt roch und ihre Haarwurzeln, wie sie sich unmerklich aufstellten, fielen ihr die Blätter wieder ein und sie begann in ihrem Delirium von den Blättern zu träumen.

Die verliebten sich genauso schnell, meinte sie, manchmal nur eine einzige kalte Nacht und sie verwelkten.

Damals war sie zeitig aufgestanden, im November, vor der Vorlesung, und es lag Schnee in der ganzen Stadt. Über dem Schnee waren die Blätter abgefallen und lagen nun die Allee entlang, oder die Straße: Es war bloß eine Straße, wo links und rechts die Bäume zwischen den Häusern standen. Bis an ihr Ende lagen knöchelhoch die Blätter.

Sie hatte sich damals gewundert, woher die Blätter gekommen waren, denn auch auf den Bäumen hingen noch Blätter. Die Kronen sahen um kein bisschen lichter aus, noch nicht einmal herbstlich. Dafür wünschte sie sich, es hätte vom Morgen weg Blätter *geregnet*. Der Gedanke war lächerlich und sie verlachte sich selbst dafür. Dabei sagt man: *Es regnet Blätter*.

Das Erstaunlichste aber war der Geruch, der in der Straße stand. Ein grüner Teppich, der einen Duft nach Harz ausrollte, und nach dem Sommer. Selbst im Urlaub am Meer, im Juli, hatte Jana den Sommer nie so intensiv gerochen wie jetzt. Das war, weil die Kälte so schnell gekommen war und all das noch nicht aus den Blättern zurückgezogen war, die Farbe oder eben der Geruch, was sich zuvor über Monate darin angesammelt hatte. Bevor sie im Frost abbrechen.

Wie der Sommer roch, fragte ich sie.

Jana sah mich leise an und streichelte das Klavier. Sie mochte meine Frage nicht.

Du sollst mir zuhören.

Sie spielte ein C, soviel konnte ich von ihren Fingern ablesen.

Auf jeden Fall hatte es sie erstaunt, wie lebendig soviel totes Laub riechen konnte, und deshalb fiel es ihr wieder ein, als sie in ihren seltsamen Zuckungen lag und sich vor sich selbst ekelte.

Weil sie selbst jetzt nichts mehr mit dem Sommer gemeinsam hatte, und mit dem Meer und mit Piran, sondern bloß klebrig nach Erbrochenem roch und nach dem Lubrikat zwischen ihren Beinen.

Sie dachte, sie sei tot.

Sie sei hysterisch gewesen, das sagte sie selbst, weil sie dachte, sie müsste jeden Moment sterben, und es wäre der lächerlichste Tod, den sie jemals gesehen hatte. Sie sah ihn ja nicht einmal richtig. Dafür ekelte sie der eigene Geruch.

Ihr Vergleich sei unsinnig, sagte ich. Sie hatte zuviel genommen, das wusste sie. Das wusste auch ich. Wir hatten noch lauthals darüber gelacht, als ich sie kennenlernte, mit ihren Freunden: Sie erzählte ihre Überdosis wie verschüttete Milch, man amüsierte sich so gut darüber.

Es war immer so.

Und das mit den Blättern war nicht weniger schlüssig: Die dufteten auch nicht plötzlich, wenn sie starben. Sie rochen bloß ein wenig intensiver nach sich selbst, so wie sie. So wie Jana. Die Zeit des Verwelkens war dann für alle geruchlos.

Jana war mit dem Kopf am Boden aufgeschlagen und hing nun seltsam zerknittert zwischen Teppich und Bettrand. Ihr Gesicht

war weit offen. Sie verschwand irgendwo unter dem Gelächter der anderen, als die sich ihren Spaß daraus machten, sie an allen möglichen Körperstellen zu berühren, wo sie nichts mehr merkte und entweder vor Schmerz oder vor Lust stöhnte; und in den Geräuschen verschwand sie, die in ihrem Kopf waren und die sie für ihr Leben hielt. So lange es lärmte, lebte sie noch. So lange sie lärmte.

Sie dachte an das Klavierspielen und an ihre Finger, und dass die jetzt wohl endgültig zerschnitten waren.

Die Hässlichkeit ihrer Sprache.

Sie hasste, was sie sagte, und ihre Stimme. Zu dünn. Zu behaucht. Sie hörte sich selbst von außen, wie auf Tonband, wenn sie unter all den fremden Händen aufseufzte, und sie begann damit, sich deswegen zu hassen.

Sie war hässlich. Eine Schmierenkomödiantin in ihrem eigenen hässlichen Schauspiel. Man sollte sie in einem fort verlachen.

Stattdessen schlug sie ein drittes Mal mit dem Kopf gegen den Boden und diesmal, sagte sie, klang es noch ein wenig dumpfer als zuvor. Die andern hörten auf, sie zu kitzeln. Sie lösten das mittlerweile vollkommen bewusstlose Mädchen vom Teppich und schleppten sie in das Zimmer nebenan, weil Jana sich nur mehr wie zufällig ab und zu rührte. Ich wusste es lange bevor sie selbst es mir erzählte.

Die anderen hatten Angst, sie könnte tatsächlich sterben. Immerhin wären ihre Augen rot unterlaufen, sagten sie.

Nach einer Stunde.

Jana landete in einem dunklen Zimmer, das sie nicht kannte und auf einem Bett, das ihr genauso fremd war wie sie sich selbst in ihrem Zustand. So nannte sie es später über das Klavier hinweg, als sie schon lange losschreien wollte.

Die plötzliche Stille und die Finsternis ließen sie allein. Unter dem Türspalt schien Licht hindurch. Die anderen saßen davor und rauchten. Jana stieß die unbezogene Decke von der Brust und legte sich halb neben das Bett, halb darauf mit angewinkelten Knien und den Beinen irgendwo über ihr unter dem Kopfpolster vergraben.

Neben dem Bett war eine kleine Kommode und am anderen Ende des Zimmers war ein Tisch, von dem sie nur erkannte, dass etwas darauf stand, eine Vase vielleicht. Ob sie leer war oder ob jemand Blumen eingefrischt hatte, sah sie schon nicht mehr. Dafür fand sie ein Fenster an der Stirnwand des Zimmers, durch das sie ein Stück Himmel erkennen konnte und die Lichter vom Schlossberg in dessen unterster rechter Ecke. Der Himmel war violett und mit dem Mond mittendrin.

Ein schlechter Schnappschuss, sagte sie, wie die Fotos, die sie mit zwölf Jahren zum ersten Mal in ihrem Leben gemacht hatte. Sie verrutschte ihre Aufnahmen jedes Mal und hatte immer zuviel

Himmel oder die eigenen Finger vor der Linse. Nach vierundzwanzig Bildern voller überdimensionaler, unscharfer Finger ließ sie das Motivsuchen und Ablichten dann sein und reihte die Fotografie ein für allemal zu ihren Misserfolgen. Dabei hatte sie sie ehrlich gemocht.

Ich fragte Jana, was dann weiter war, und sie meinte, nicht viel. Sie träumte eine Zeit lang, bis ihr wieder übel wurde. Weil sie keinen Kübel fand oder sonst etwas, und in die hohle Hand wollte sie nicht brechen müssen, versuchte sie ein zweites Mal auf ihr T-Shirt zu kotzen, aber es ging nicht. Sie hatte schon so viel erbrochen.

Stattdessen ging die Tür auf und die anderen kamen nachsehen, weil sie sie bis nach draußen würgen gehört hatten. Fast zur selben Zeit gingen die Lichter auf dem Schlossberg aus und Janas verrutschter Bildausschnitt vom Himmel wurde groß und dunkel bis auf den Mond.

Ob es ihr gut gehe, fragten sie, und Jana konnte ihnen beim besten Willen nichts antworten. Einer von denen, die sie vorhin ausgegriffen hatten, holte ihr eine zweite Decke und ein Glas Wasser. Dabei rauchten und aßen die andern in einem fort, was sie nur finden konnten. Trockenes Toastbrot.

Sie lachten, weil Jana so komisch aussah mit den Haaren am Boden und den Füßen irgendwo darüber, als müsste sie gebären. Ich konnte es mir vorstellen, nach ihren Erzählungen, noch bevor

ich Jana selbst kennenlernte. Nicht mehr oder weniger als bei anderen Mädchen auch.

Vielleicht eine Stunde später war ihre Übelkeit so weit vergangen, dass sie sich aufrappeln und ins Bett legen konnte. Das Gesicht zum Fenster, vor dem sie kaum etwas erkannte: Ein paar Bäume womöglich, weil sie jetzt höher lag als zuvor, und die Wand vom Haus gegenüber.

Im Vorraum war es leiser geworden. Janas Freunde hatten sich in einen Teil der Wohnung zurückgezogen, wo sie essen und Musik hören konnten, ohne dabei die Nachbarn zu wecken. In die Küche wahrscheinlich, manchmal schlugen dort Türen.

Der hässliche Geruch war noch immer da. Sie schwitzte, obwohl ihr am ganzen Körper kalt war. Selbst in den Armbeugen war sie feucht. Das Bettzeug roch wie Staub. Dafür zog von Zeit zu Zeit, wenn jemand nach der Küche ging oder in den Vorraum zurück, um die Aschenreste auszuleeren, ein Luftzug unter der Tür hindurch. Sie hörte gedämpftes Lachen, und den Geruch nach Cannabis, Rauch wie verbrannter grüner Tee.

Etwas sagte sie noch zu dem Mond und dem Ausschnitt im Fenster, der wie ihre Fotos war, was mir blieb. Vom Himmel, und dass irgendwie keine Sterne draufwaren; dass sie als Kind immer versucht habe, noch lange bevor sie Fotos machte, die Sterne zu zählen wie in einem dummen Kinderlied, es fiel ihr wieder ein:

*Weißt du, wie viel Sternlein stehen dort am hohen Himmelszelt?
Weißt du, wie viel Wolken gehen weithin über alle Welt?
Gott der Herr hat sie gezählet dass ihm auch nicht eines fehlet an
der ganzen großen Zahl, an der ganzen großen Zahl.*

Damals hatte man sie noch bloß am Kopf gestreichelt, wenn sie es sang, und die Wolken sahen aus, wie sie sich die Milchstraße vorstellte, im Dunkeln.

Sie hasste sich, glaube ich, nur noch mehr dafür.

Einmal wieder Kind sein, hatten die anderen ihr gesagt, als sie sich einrauchten, einmal wieder wie ein Kind unschuldig daliegen und nichts denken müssen. Das kleine dunkle Mädchen, das du einmal warst, und Jana hatte dazu geklatscht. Jetzt lag sie in ihrem eigenen offenen Haar und hustete und spuckte sich jede Viertelstunde die Kindheit über das Gesicht.

Eine Uhr schlug.

Jana stand auf und war erstaunt darüber, dass es ihr gelang. Sie tastete sich bis zur Tür und in den Vorraum hinaus, der plötzlich eiskalt war. Die Geräusche aus der Küche waren hier lauter; einzelne Stimmen, die wie Wasserpfüßen auf dem Weg den Gang entlang und ins Badezimmer ausgebreitet lagen, und denen es auszuweichen galt, so gut es ging. Keiner kam.

Sie machte Licht im Badezimmer und drehte den Wasserhahn auf. Es war so laut, dass sie glaubte, das ganze Haus müsste davon aufwachen. Sie mochte den Gedanken.

Sie zog sich das bekotzte T-Shirt aus und wusch sich den Hals und das Gesicht, ohne dabei in den Spiegel zu schauen, der zugefroren über dem Waschbecken hing. Dazwischen trank sie in einem fort von der Wasserleitung, weil sie meinte, austrocknen zu müssen, und dass sie innen schon so spröde war, so staubig wie die unbezogene Bettdecke in dem fremden Zimmer.

Sie trank, sagte sie, bis sie glaubte, nicht mehr zuhalten zu können, und lachte ganz leicht.

Jana lehnte mit dem Kopf gegen den Rand des Waschbeckens und überlegte, wie sie jetzt aussah. Ob ihre Augen noch rot waren. Ob man wie bei den anderen die aufgeplatzten Äderchen darin sah, die über die Iris liefen, und ob das auf ewig so bleiben würde.

Im Kaffeehaus belächelten wir sie damals ein wenig, als sie es uns erzählte.

Auch später am Klavier lächelte ich noch.

Sie hatte die Hände von den Tasten genommen und spielte in ihrem Schoß damit herum. Als sie über das Instrument hinweg bemerkte, wie ich lachte, hob sie den Blick von ihren Noten und sah mich vielleicht zum ersten Mal tiefer an.

Sie schwieg ein bisschen dazu.

Mehr wollte sie selbst am Klavier nicht von sich preisgeben, es war in etwa dieselbe Woche vor dem Schrei.

Vom Waschbeckenrand aus ließ sie sich leise gegen die Badezimmerwand zurückfallen, die bis zur halben Höhe blau verkachelt war. Den Rest der Geschichte wusste ich besser als sie.

Jana lag mit halb geschlossenen Augen und wie sie war unter den blauen Kacheln, das schmutzige T-Shirt nass und aufgeweicht von ihrem linken Knie weg über das ganze zweite Bein gebreitet, bis sie einer der anderen beim Austretengehen fand. Jana war wieder so geistesabwesend wie zuvor, als man sie ins Bett getragen hatte. Sie schüttelte den Kopf auf alle Fragen, die man ihr stellte.

Was mit ihr los sei?

Ob sie zurück wolle, in das andere Zimmer?

Das bis übers Haar eingerauchte, halbnackte Mädchen im Badezimmer blieb noch lange nachdem ich es kennengelernt hatte Gespräch unter ihren Freunden. Der entrückte Gesichtsausdruck, den sie anhatte, als alle auf sie einsprachen. Wie man ihr T-Shirt in kaltes Wasser tauchte und ihr auf die Stirn legte. Jeder neuen Bekanntschaft erzählte man von der schlafenden Jana neben dem Waschbecken. Sie erzählte es am Ende selbst, soweit sie die Geschichte eben wusste.

Als ich mit ihr durch den Stadtpark ging, bevor wir uns zum Brunnen setzten, fragte ich sie, warum sie im Bad liegengeblieben sei. Sie meinte, sie hätte nicht mehr zurück in das Zimmer gewollt: Es sei dort so dunkel gewesen.

Die Kastanienallee im Park war vom Frühsommer überzuckert.

Während sie noch antwortete, war sie schon unter einem der Kastanienbäume und suchte im Laub vom Vorjahr nach abgefallenen Blüten. Ich blieb stehen. Die diesjährigen Blüten standen noch in weißen und rosafarbenen Kerzen an den Bäumen und dachten nicht im Traum daran, abzubrechen, was Jana nicht im geringsten störte.

Sie stocherte mit den Füßen die welken Blätter beiseite, bis sie im ganzen Gesicht rot war. Ich wusste nicht einmal, was sie mit den Kastanienblüten überhaupt vorhatte, es fielen ohnehin bloß die leeren Dolden ab, ausgebrannte Kerzen.

Dabei mochte ich die Art, wie Jana sprach.

Sie sagte nie etwas und blieb dabei gleichzeitig still. Sie hielt immer irgendetwas in den Händen, oder es war eine unscheinbare Geste, mit der sie jeden einfügte und mit ihren nichtssagenden Worten bezauberte, der ihr zuhörte. Sie trug keine Aussage in sich. Ein Mensch wie die alten Schwarz-Weißfilme, die nicht durch ihre aufpeitschende Handlung faszinierten, wegen des Geschehens,

sondern aufgrund ihrer Farbe und der leisen Melancholie am Schluss, unter dem wie in Kreidehandschrift ins letzte Bild gestellten Wort *Ende*.

Nur dass irgendwann einmal der Vorführer hinter seinem Projektor eingeschlafen war und sich in Janas Film nun selbsttätig eine Sequenz nach der anderen in ihrem eigenen Tempo abspulte, manchmal rasend schnell.

Wie lange sie im Badezimmer gelegen habe, fragte ich sie.

Eine Nacht, sagte Jana.

Vom Erbrechen tat ihr der Hals so weh und war sie so müde geworden, dass sie bloß noch schlafen wollte. Aber während sie gegen die blauen Badezimmerkacheln gehockt die Augen offen zu halten versuchte, riss irgendwann das Kaleidoskop der bunten Bilder ab, das bisher vor ihren Lidern gewesen war und sie kam, wie sie sagte, mit offenen Fingern von ihrem Griff nach den Sternen zurück.

Während die Wirkung der Droge langsam verflog, zog sie die Knie bis vors Gesicht und schaukelte leise hin und her.

Jana war über das ganze Haar hinunter schweißnass.

Ich glaube, sie hasste sich in diesen Minuten vor dem Einschlafen mehr denn je. Sie hasste das kleine dunkle Mädchen, das über Nacht so groß geworden war und in ihrem seltsamen Spasma gefangen auf und nieder wippte, in einem fort auf und nieder, weil sie Angst hatte, sie müsste jedes Mal aufs Neue erbrechen wenn sie aufstand.

Weil sie Angst hatte, sie müsste sich plötzlich im Spiegel sehen und noch hässlicher finden als zuvor. Wie alles hässlich war.

Wie das Tonband, auf dem wir zum ersten Mal im Leben unsere eigene Stimme hören; wenn die nur mühsam aufrecht erhaltene Illusion darüber zusammenfällt, und was übrigbleibt, bleibt hässlich. Am Anfang dachte sie noch, es sei die Stadt, vor der ihr ekelte.

Vor den Häusern ekelte ihr. Sie mochte ihnen nicht ins Gesicht sehen, sagte sie.

Die langen Fensterreihen. Die vielen Türen.

Über Torbrüche und Arkaden gelangte man in die Hinterhöfe, wo die Stadt so eng zusammenrückte, dass Jana manches Mal die Augen schloss, um nichts mehr davon zu sehen. Taubenkot auf den Gesimsen, und von Zeit zu Zeit ließ sich eine der Taubenkolonien selbst dort nieder, wo Jana gerade stand. Dann hörte sie, die Augen

noch immer geschlossen, das Picken der großen Vögel auf dem Pflaster wie Schnäbel in ihrem eigenen Gesicht.

Es roch nach Staub und den nassen, kurzatmigen Treppenhäusern. Sie hasste diesen Geruch. Er kam aus den Kellern und kopfsteinernen Gassen, er roch im Herbst anders als im Frühjahr, aber immer so, dass ihr dabei fror.

Die hohen Fassaden.

Sie trugen Leuchtschriften und Galerien langer Schaufenster, die sie vor allem gegen den Nachmittag zu mit Schwermut erfüllten, wenn sich die andere Straßenseite darin spiegelte und sich eine der Häuserfronten in der gegenüberliegenden brach.

Auf der anderen Seite. Immer noch Taubenkot.

Die riesigen gurrenden Tiere waren in einem fort um sie, farblos in den Nischen weit über ihrem Kopf.

Oder Jana stieß mit dem Fuß gegen ihre Exkreme, wo sie von der Sonne versteinert wie Stalagmiten den Gehsteig emporwuchsen. Tropfsteine.

Überall fand sie die Tauben.

Jana hasste die Tauben, und vielleicht auch mit ihnen die Stadt, in der sie nisteten; die Plätze, wo sie vögelten, brüteten und Jahr für Jahr tausende neuer großer Vögel aus ihren Löchern zogen. Die

engen Schluchten hinter dem Dom, die Brüche und die Kalkterrassen entlang des Schlossbergs, die kreisrunden Straßen und die ganze Stadt an sich wie der halbverdaute und danach wieder hochgewürgte Kropfinhalt der Tiere, der in den Taubenlöchern und Dachstühlen liegen blieb.

Jana hasste die Stadt, glaube ich, eine lange Zeit zumindest. Die über und über *betäubte* Stadt, und ihr Augenzu im Häusermeer.

Als sie unter den Kastanienbäumen wühlte, hatte Jana plötzlich eines der abgefallenen Blätter in der Hand und hielt es höher über ihr Gesicht. Ein langes Blatt, das fremd war und nicht unter die welkenden Haufen entlang der Kastanienallee gehörte.

Ein vom Wind vertriebenes Blatt, das sie nicht kannte, aber sie nahm es näher zu sich und begann wie in Kindertagen damit, es zu sezieren.

Sie strich es glatt, den schmaler werdenden Schaft entlang, bis der unter der Feuchtigkeit ihrer Finger weich wurde und der Blattrücken nachgab. Das Blatt wurde geschmeidig, dann kraftlos, und schließlich hatte sie die Ränder des Stängels so weit aufgeweicht, durch die Reibungswärme, durch die stetige Bewegung, dass die feinen Hohlräume darin zerplatzten und der Stiel sich, bedeckt vom dunklen Pflanzensaft, endgültig in ihre Hand fügte. Sie fuhr die Blattflächen ab, vorsichtig nach beiden Seiten hin und immer den Hauptästen folgend, die das Blatt links und rechts wie ein Bäumchen aufspreizten, bis auch die gefügig

gemacht waren, dass sie nicht mehr fürchten musste, sie würden gleich bei der ersten Berührung zerbrechen.

Den Rest der Arbeit erledigte sie so geschickt, als hätte sie seit Tagen nichts anderes getan. Die Finger liefen wie von selbst. Eine Hand spielte das längliche Blatt abwechselnd in die andere, sie rieb es kurz zwischen Handfläche und Ballen, bis das Eigentliche, das Blattgrüne, sich löste und unter ihren runden Bewegungen zu kleinen Krümeln zerfiel. Wo sie schon welk war, trennte sich die Haut am schnellsten von ihrem Skelett. Ein filigranes, seltsam transparentes Netz blieb zurück, das Jana in den Wind hochhob und über das sie müde lachte. Das Netz spannte sich und schlug lose an seinen beiden Enden. Jana nahm es wieder zwischen die Handflächen und zerrieb es in einem einzigen Schwung weiter, zu Staub. Wie Schmetterlingsflügel.

An den Nebeltagen im September hörte Jana dann auf, die Stadt länger zu hassen.

Sie trat zwar nach wie vor nach den großen Pflastersteinen oder stieß grob gegen die Rinnsteinkanten, aber alles so, dass es mehr oder weniger zufällig aussah, so als stolpere sie bloß. Sie hasste die riesigen Fassaden nicht mehr, wenn sie links und rechts von ihr auftauchten. Sie rannte nicht mehr durch die engen Passagen hinter dem Dom und durch die Arkadenhöfe, wie sie es früher immer wollte, wenn ihr allzu viel Welt Wand wurde. Wände kamen und gingen. Sie blickte nach oben und sah den Himmel über der Stadt,

oder im Herbst den Nebel. Sie fürchtete sich noch vor den Tauben und davor, zur vollen Stunde am Glockenspielplatz unter das Schlagen der staubigen, aufgeschreckten Vogelschwärme zu geraten, ihre bebenden Leiber zu hunderten im Gesicht, aber sie hasste zumindest die Stadt und ihre Straßen deswegen nicht mehr.

Die Oleanderbüsche an der Küste und die Hügel mit den Lupinen darauf, am Meer.

Stattdessen hasste sie die Menschen darin, weil sie keine Gesichter hatten. Sie hatten nur Mienen, meinte Jana, die sie je nach Belieben aufsetzten und mit sich herumtrugen, bis sie nicht mehr passten und durch die nächsten ersetzt wurden. Ein Mienenspiel für die Eiligen, die mit lauten Absätzen über das Stöckelpflaster stakten, eine Miene, die höflich blieb, wenn sie *Nein Danke!* sagte, und das sagten sie oft. Die passenden Züge zum Anzug.

Jana gab jeder Miene davon einen Namen; die schönen Mienen, die fröhlichen Mienen, die Schaltermienen, die Theatermienen, die traurigen Mienen, die mitleidigen, die tadelnden, die anmaßenden, die abschätzigen, die angewiderten Mienen. Die Mienen zum Vorbeigehen. Die Miene zum Anmachen. Eine Miene für jede Lebenslage, und sie wanderten irgendwann über jedes der Gesichter, die sie kannte.

Jana hasste sie alle. Die fehlenden Gesichter waren es, die sie seit sie klein war verletzten.

Du wirst mit einem Gesicht geboren, sagte sie, aber schon das erste Gesicht, das du selbst *zu Gesicht bekommst*, ist nur mehr Miene. Von Kindheit an wirst du verletzt. Von Geburt an hassen wir die Gesichter, die uns begegnen.

Deshalb weinen die Kinder so viel, wenn sie älter werden.

Weil sie mit einem offenen Gesicht zur Welt kommen, das sich wie ein Kokon mit jedem Jahr mehr hinter neuen, fremden Mienen verschließt.

Bis wir nicht mehr aus der Menge fallen.

Bis wir plötzlich älter sind als gestern noch, und wir liegen mit angezogenen Knien und rotgeränderten Augen im eigenen Erbrochenen, wir sind über Nacht so alt geworden.

Ein zitterndes Mädchen mit feuchtem Geschlecht.

Ein Junge, dem die eigene Erektion Schmerzen bereitet.

Von da an tragen wir dieselben Mienen.

Wir kommen an ein Jahrhundert, sagte Jana, das sagte zumindest der Freund mit den Zetteln vom Zimmerfußboden, das uns mehr und mehr gesichtslos macht.

Wieder zurück, zu Janas Absturz aus den Sternen:

Sie lag an die blauen Kacheln gelehnt und hörte auf das Wasserrauschen. Jana hatte den Hahn laufen lassen, hatte Krämpfe, aber die kamen nicht von der plötzlichen Kälte im Badezimmer. Sie kamen auch nicht von innen, sagte sie. Dafür hatte sie keine Angst mehr.

Vom Wasser war der Bittermandelgeschmack im Mund vergangen, vom bloßen Geräusch, das das Gurgeln über dem Abfluss machte, und sie hatte nicht mehr zurückhalten können. Sie ließ so lange alles laufen, bis sie leer war. Jana betastete sich, sie war nass bis zu den Knien.

Sie zog sich langsam aus. Sie zog ihr schweißnasses Hemdchen aus und die Hose, bis sie nackt war. Jana wollte nackt sein oder so ähnlich, später verlachten wir sie oft deswegen.

Selbst ihre Augen waren nass. Sie hielt sie geschlossen und hörte nach dem Wasser hinauf, wie es gegen das Becken spritzte und in den Abfluss durch das lange Metallgestänge neben ihrem Gesicht, und in die blaue Wand hinein.

Wie Eiswasser, das von unten an den Schollen kratzt.

In ihrem zugefrorenen Teich.

Jana an seinem Grund.

Zittert.

Dein Herz geht so leise.

Ach Du.

Mit geschlossenen Augen schlief sie irgendwann plötzlich ein.

* * *

Janas Schrei zu verstehen, hieß Jana selbst kennenzulernen, weit unterhalb der allgemeinen Grenze, tief innerhalb des dunkelhaarigen Mädchens mit dem steifen Gesicht. Es ging nur langsam, es war schwierig; es bedeutete nicht weniger, als eine der rosafarbenen und fest verschlossenen Kastanienblüten aufzuschälen, um ganz in sie hineinsehen zu können. Immer ein Blütenblatt nach dem anderen loszutrennen, und dann lief man plötzlich Gefahr, dass das enge rosafarbene Gebinde mit dem letzten Blatt auseinanderbrach und in seinem Inneren leer war. Und nichts.

Es heißt, dass man einen Menschen nur dann richtig kennenlernen kann, wenn man mit ihm schläft.

Um einen Menschen richtig kennenlernen zu können, muss man zuerst mit ihm schlafen.

Mit Jana schlafen, um sie kennenzulernen, selbst wenn sie sich dagegen wehrte. Am Anfang.

Man muss nur tief genug in den anderen eindringen können, um auch sein Inneres zu verstehen.

Je mehr Jana erzählte, desto näher rückten mir sie und das gewaltige Piano, das sie zwischen sich und alles, die Welt da draußen stellte. Desto klarer und unkomplizierter wurde mir die sprachscheue Klavierspielerin. Das kleine dunkle Mädchen, das sie einmal gewesen war.

Das nackte Mädchen im Badezimmer.

In dem, was sie sagte, in Janas Worten, war ich neben ihr und an den blauen Kacheln und schlief mit ihr ein und übernachtete mit ihr. Aus der Sicherheit des Schattens heraus. Während sie allein auf dem Fußboden ausgebreitet lag und Krämpfe hatte und allmählich mit dem üblichen, scheußlichen Geschmack im Mund ausnüchterte; während sie sich ohne Ende hässlich fühlte und schließlich einnickte, schlief ich zum ersten Mal mit ihr seit ich damit begonnen hatte, sie kennenzulernen.

Im Schatten. Hinter der Tür, wo er am dichtesten ist.

* * *